

- Walter Schmithals / Predigt im Kantatengottesdienst / Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche
1. 10. Februar 1996 / Kantate 18 „Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt“
 2. Schriftlesung: 2. Korinther 11, 19 bis 12, 9 und Lukas 8, 4 - 15
 3. Gemeindelied: Es wolle Gott uns gnädig sein

Lukas 8,4ff

Liebe Gemeinde,

'wer Ohren hat zu hören, der höre!'. Die christliche Gemeinde ist eine hörende Gemeinde. In jedem der 7 Teile unsere Kantate kommt deshalb das Wort 'Wort' vor: Gottes Wort, dein Wort, heiliges Wort. 'Und Gott *sprach*: Es werde Licht', heißt es am ersten Schöpfungstag, und das Johannesevangelium beginnt: 'Im Anfang war das Wort'. Gott kommt durch das Wort zu uns Menschen. Warum?

Ich gebe zwei Antworten auf diese Frage. Die erste Antwort lautet: Im Wort respektiert Gott die Freiheit, in der er uns geschaffen hat. Das Wort nötigt nicht, es vergewaltigt nicht. Dem Wort gegenüber können wir wie der Weg sein, auf den der Same fällt, um von den Menschen zertreten und von den Vögeln aufgepickt zu werden. Das Wort können wir überhören. Das Wort kann zum einen Ohr hinein und zum anderen hinaus gehen. Es kann für uns nichts-sagend sein. Wir können es verachten, wie wir denn ja auch viel Geschwätz und Gerede, aber auch viele schöne und große Worte aus gutem oder schlechtem Grund für nichts achten. Wir können ganz Ohr sein, hören, horchen und dem Wort gehorchen, und wir können unser Ohr verschließen, weghören, überhören. 'Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.' Gott *spricht*, weil er einlädt, aber nicht einsperrt, weil er ruft, aber nicht zwingt.

Und die andere Antwort lautet: Im Wort bewahrt Gott seine eigene Freiheit. Das Wort haben wir nicht in unseren Händen; wir müssen es hören. Auch wenn wir Gottes Wort nachsprechen, bleiben wir die Hörenden. Wenn Gott schweigt, schweigt er in seiner Freiheit, und wenn er spricht, spricht er in seiner Freiheit. Wenn im *Wort* Wahrheit ist, ist die Wahrheit darum nicht in uns; sie wird uns zugesprochen. Es mag wohl sinnvoll sein, auch auf uns zu hören, in uns hinein zu horchen, auf die Stimme unseres Gewissens zu vernehmen. Aber täuschen wir uns nicht: Jesu Wort: Wer Ohren hat zu hören, der höre, ruft uns zuerst von uns selbst weg zu einem fremden Wort hin. Gottes Wort spricht nicht unsere Wahrheit aus, sondern gibt uns Gottes Wahrheit für uns zu verstehen. Die Stimmen in uns sind nicht selten täuschende Stimmen.

Als Goethes Faust im Studierzimmer das Johannesevangelium übersetzen will, stutzt er schon bei der ersten Zeile: 'Im Anfang war das Wort.' Er kann das Wort so hoch unmöglich schätzen, und er übersetzt schließlich: 'Im Anfang war die Tat'. Das ist nicht notwendig eine falsche Übersetzung. Ein Wort kann Schall und Rauch sein, wie die Erfahrung zeigt, auch Gottes Wort kann wie ein Hauch am Ohr des Menschen vorübergehen. Aber es *will* kräftig sein und hundertfältig Frucht bringen, wie das Gleichnis sagt. 'Es soll nicht wieder zu mir leer kommen', zitiert deshalb die Kantate am Anfang den Propheten Jesaja, 'sondern tun, was mir gefällt, und soll ihm gelingen, wozu ichs sende.' Gottes Wort ist 'wie ein Hammer, der Felsen zerschlägt', heißt es beim Propheten Jeremia. So verstanden, kön-

nen wir uns die Übersetzung wohl gefallen lassen: Am Anfang war die Tat - wenn es nur Gottes Tat ist, die uns aus unserer Selbstverlorenheit herausreißt und uns für die Macht seiner Gnade öffnet. Ob Goethe es so meinte? Oder traute er dem Wort Gottes wenig und den Taten der Menschen viel zu? Aber die Taten der Menschen, das wissen wir Kinder des 20. Jahrhunderts zur Genüge, werden durch ihre Untaten mehr als aufgewogen, und mit Wissenschaft und Technik verbinden sich aus gutem Grund ebensoviele Ängste wie Hoffnungen. Die Meinung, daß unser eigenes Können, unser Wissen, unser Tun uns an eine ewiges Ziel bringt, ist eine Illusion auch für den, der keine Ohren hat zu hören.

Angesichts dessen ist es tröstlich, daß die Situation, die unser Gleichnis vor Augen hat, und unsere eigene Situation sich so sehr ähneln. Vom harten Weg, vom felsigen Acker, vom wuchernden Dornestrüpp ist in dem Gleichnis mehr die Rede als vom guten, fruchtbaren Land, also von den verschlossenen Ohren und den mancherlei tödlichen Anfechtungen mehr als vom zuversichtlichen Glauben. Der Stumpsinn, der Leichtsinn und der Weltsinn, wie ein Ausleger einmal formulierte, hat im Gleichnis mehr Raum als der fromme Sinn, und wer wollte sich selbst schon sicher sein, daß der Acker seines Herzens tief genug gegründet ist und die Früchte hundertfältig wachsen läßt. In der Deutung des Gleichnisses heißt es: 'Die auf dem Fels sind die: wenn sie es hören, nehmen sie das Wort mit Freuden an. Doch sie haben keine Wurzel, und zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab.' In dieser Deutung ist Anfechtung, ein Wort der mili-

tärischen Sprache, nahezu wörtlich gemeint: Wenn die blutigen Verfolgungen die christlichen Gemeinden überzogen - in unserer Epistel spricht Paulus von den Verfolgungen, die schon er zu erdulden hatte -, hielten oft nur wenige stand. Unsere Kantate greift diese Situation für ihre eigene Zeit auf, allerdings in einer für unsere Zeit durchaus befremdlichen Weise, wenn die Gemeinde bittet, Gott möge sie 'vor des Türken und des Papstes grausamen Mord und Lästerungen, Wüten und Toben väterlich behüten'. Indessen zogen im Jahre 1732 viele tausend Bauern durch Deutschland, auch durch Bachs Wirkungsstätte Leipzig, die als späte Opfer der Gegenreformation um ihres evangelischen Glaubens willen aus Salzburg vertrieben worden waren und von denen der preußische König viele in Ostpreußen ansiedelte. Und im Jahre 1736 starb Prinz Eugen, der edle Ritter, der den Eroberungsdrang der Türken, die bis Wien vorgedrungen waren, zu Bachs Lebzeiten unter der leidenschaftlichen Anteilnahme des ganzen Abendlandes zurückgedrängt hatte. Heute brauchen wir - Gott sei Dank - nicht mehr wie zur Zeit Bachs bitten; die Türken wohnen als Bürger in unserer Mitte und evangelische und katholische Christen bemühen sich um einen gemeinsamen Weg. Die Zeiten ändern sich und auch die Gründe der Anfechtung. Sie selbst bleibt erhalten bei all denen, die einmal auf das Wort gehört haben, und es mag wohl heute so sein, daß unsere Anfechtung gerade daraus erwächst, daß so viele Zeitgenossen gar keine Anfechtung mehr verspüren, sondern dem Weg gleichen, auf dem der Same von vornherein vergeblich fällt. Man hat ihnen - vor allem im Osten unseres Lan-

des - das Hören gründlich ausgetrieben. Wer von uns wäre nicht angefochten, daß es so viel harten Weg und so wenig gutes Land gibt?

Um so wichtiger ist, daß das Wort nicht verstummt. Im Schlußchoral der Kantate heißt es: 'Ich bitt, o Herr, aus Herzens Grund, du wollst nicht von mir nehmen dein heiliges Wort *aus meinem Mund*.' Das Hören kommt aus dem Wort, aber zugleich drängt das Hören ins Wort. 'Ich glaube, darum rede ich', heißt es in einem Psalm. Es geht nicht um das große Reden. Vieles spricht dafür, daß wir uns heute wieder auf jene Situation zu bewegen, in der das Gleichnis vom vielfachen Acker zuerst gesprochen und gehört wurde, eine Situation, in der alles auf das nahe Wort ankommt, das Wort der Nächsten, das Wort im Haus und in der Familie, das Wort also, das *jeder*, der Ohren hat zu hören, auch zum Wort seines Mundes machen kann. Vielleicht ist die wichtigste Frucht, die der gute Acker heute zu tragen hat, das tröstliche, das erbauende, das zuversichtliche, Glauben und Hoffnung weckende Wort derer, die gehört haben.

Jedenfalls bleibt es für die christliche Gemeinde dabei: Unser Wissen ist Stückwerk, und all unser Tun ist unvollkommen und nicht frei von Schuld. Wissen und Tun bringen uns nicht in die Wahrheit, nicht ans Ziel des Lebens. Diese Wahrheit kommt aus dem Hören, aus dem Wort; aus dem Wort, das nicht Vieles und nicht Vielerlei sagt, sondern das Eine, das not tut, und das alles in sich beschließt, was wir in Zeit und Ewigkeit brauchen: Fürchte dich nicht, ich bin mit Dir. Wer Ohren hat zu hören, der *höre*.